

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

„Hoho!“ fuhr der Alte auf, „höre ein Mensch den Grün-schnabel an! Unsererins dünnt mit aller Kraft jede auf-rührerische Bewegung zurück, und das Schöhnchen bedauert, daß es nicht dreinschlagen darf. Hast auch keine Hoffnung da-zu, Ernst August, für dieses Gefindel genügt mein Kräfte-stod vollkommen.“

Er stieß kräftig auf den Boden. Fritz von Berfen lehnte sich in den Sessel zurück.

„Meinen Sie wirklich, Herr Baron? Man soll den Feind nicht unterschätzen.“

Mit kurzem Lachen schüttelte Hans Albert den Kopf. „Lehren Sie mich die Leute hier kennen, Berechteter! Das sind keine Bismarcker Bauern! Sondern das ist ein feiges und hinterlistiges Pack, wie Sie's auf der Welt zum zweiten-mal suchen sollen! Ja, wenn sie ohne Gefahr aus dem Hinterhalt schießen könnten, Denbel, das würde ihnen passen! Aber wenn sie einem ehrlichen Kerl ins Gesicht sehen und Farbe bekennen sollen, dann reißen sie aus oder küssen einem den Hochsamm.“

Grimmig brach er einer Flasche Rotwein, die eben ge-bracht worden war, den Hals.

„Wenn dem wirklich so ist,“ warf Berfen ein, „dann versiehe ich mir nicht, daß die hunderttausend Russen noch immer nicht mit der Handvoll Polen fertig sind.“

Ernst August knipste die Asche von der Zigarre. „Der Bar ist gutmütig und zu unentschlossen. Er wollte unnötiges Blutvergießen vermeiden und hat damit nur erreicht, daß in Kürze um so mehr fließen wird.“

„Mit anderen Worten also,“ mißte sein Kamerad: „Rußland hat den Feind zuerst ebenso unterschätzt, wie es hier dein Vater tat. Davon ging ich aus.“

Der Hausherr trommelte auf den Tisch.

„Wenn Sie's partout besser wissen wollen, lieber Berfen . . .!“

„Aber Papa,“ mahnte Hanna.

„Denbel ja!“ fuhr der Alte auf, „da sitz' ich nun Jahre über Jahre auf meiner Scholle, mitten in dem Volke drin, sehe und höre, was es gibt, empfinde jedes Jahr stärker, was für eine gottverdammte faule, dreckige Säuserbande das ist — und nun soll ich solches Pack noch ernst nehmen! Nein, Herr Leutnant, mit diesem Stod, sage ich Ihnen, jage ich die ganze Rebellion auseinander! Basta!“

Selbst sein Sohn mußte lachen. „Und mit der Religion dazu, Vater!“ sagte er. „Von den berühmten Morgenandach-ten in Kaszora spricht man sogar in Breschen!“

„Bengel!“ drohte der Alte. „Wenn du nicht der Leut-nant von Graßnick wärst . . .“

Aber lachend streckte der Sohn ihm das Glas hin, und mürrisch stieß Hans Albert an.

„Ihre Kenntnis der Gegend und ihrer Bewohner in Ehren, Herr Baron,“ begann Berfen von neuem. „Ich wollte sie nicht bezweifeln. Aber vielleicht geben Sie mir zu, daß eine bloße, versumpfte Rotte niemals das leisten wird, was diese Leute schon geleistet haben.“

„Was denn, mein Lieber? Etwa, daß gedungene Men-schelmörder, die das Volk Hängegegendarmen nennt, harmlose Leute niederstechen? Daß ein paar Räuberbanden plündernd durchs Land ziehen? Na, ich danke, das können Zuchthäusler auch!“

„Aber was Zuchthäusler nicht können,“ erwiderte Berfen ruhig, „das ist: Für die Freiheit ihres Landes und die Ehre ihres Volkes freudig das Leben zu lassen! Widerliche Aus-wüchse sind massenhaft vorhanden — zugegeben! Aber es wäre ungerecht, zu verkennen, daß doch ein großer Teil des Volkes, der bessere Teil, in ehrlicher Begeisterung für große Ideale steht. Für die Freiheit ihres Landes, für ihre Sprache, für ihre Religion vielleicht. Wie wäre es sonst zu erklären, daß Millionen und aber Millionen freiwilliger Gaben für diesen Kampf zusammenfließen? Daß die Priester in den Kirchen für den Sieg der polnischen Fahnen beten? Daß die Frauen und Jungfrauen nicht müde werden, den weißen Adler in diese Fahnen zu sticken? Daß die Männer und Jünglinge verachtet sind, die nicht zu den Waffen eilen? Nein, Herr Baron, das ist keine versumpfte Räuberbande, die zum Spaß mordet und plündert —, das ist eine Volks-erhebung, die man bekämpfen, aber nicht verachten kann!“

Er hatte sich warm geredet. Er hatte gesprochen, ohne jemanden anzusehen. Mit Daumen und Zeigefinger hatte er den Fuß des Weinglases gefaßt und drehte es langsam. Als er den Blick dann erhob, zuckte er zusammen. Groß und voll sah Hanna zu ihm hinüber. Ihre weißen, schmalen Finger lagen regungslos im Schoße. Dann schlug sie die Augen nieder. Ernst August kaute derweil an seinem Schnurrbart, während der alte Baron eine Miene machte, als sollte jeden Augenblick das Donnerwetter losbrechen.

Aber der Alte bezwang sich. „Sie sollten Ihre Ideale einmal in der Nähe ansehen, Herr von Berfen,“ sagte er schwer und langsam. „Freiheit ist ein gefährliches Wort und eine noch gefährlichere Sache. Manche Menschen und manche Völker können sie nicht vertragen. Die Polen gehören dazu. Und was die Religion betrifft, wer in aller Welt will ihnen denn ernstlich daran, Herr Leutnant?“

„Pah, vielleicht, sogar wahrscheinlich niemand. Aber die Aufständischen glauben es, weil's ihnen die Priester sagen. Und auf diesen Glauben kommt es an.“

Ernst August, dem die ganze Unterhaltung wenig be-hagte, schmunzelte plötzlich.

„Weißt du, Vater,“ warf er ein, „mit deinen Morgen-andachten ist das doch auch eine böse Geschichte. Da bläust du, der Protestant, deinen guttathlichen Leuten Religion ein. Es soll mich wahrhaftig nicht wundern, wenn ein

Agitator einft mit Fingern auf dich weist: Seht an, Leute, das ist auch so einer, der euch abtrünnig macht von eurem Glauben, der euch mit Gewalt und List eure Religion stiehlt! Wirklich, Vater, in der heutigen Zeit und bei der Aufregung des Volkes ist alles möglich. Es wäre vielleicht klug, diese Andachten zu lassen."

Hans Albert schob die Schirmmütze, die er mit Erlaubnis der Gäste oft auch im Zimmer aufsteckt, hintenüber. Er pustete vor Wut: das war seine empfindlichste Stelle.

"Ich den Leuten ihre Religion rauben? Ich sie vom Glauben abtrünnig machen? Himmelsakrament, das ist mir doch zu toll! Gerade ich, der diesen Heuschrecken mit Mühe und Not die Religion in ihre Dickhäuter trichtert! So was ist mir doch noch nicht vorgekommen! Weshalb laufen die Kerls von andern Gütern über die Grenze, weshalb die ganze Aufsehnung gegen die Obrigkeit? Weil der Bande die Religion fehlt! Meinen Leuten fehlt sie durch mein Bemühen nicht. Deshalb rührt keiner auch nur einen Finger, um die Insurgenten zu unterstützen. So liegt die Sache, mein Herr Filius!"

"Aber es steht doch fest," sagte Versen, "daß die Leute gerade aus Religionsseifer vielfach in den Aufstand einreten."

"Dann ist das eine falsche Religion!" schrie der alte Baron, und der Krüdenstock bearbeitete den Boden, "die Bibel sagt ausdrücklich —"

Ernst August lachte hell auf. "Da haben wir den Salat! Eine falsche Religion! Laß das nur einen hören, bester Vater, und sie zünden dir trotz oder gerade wegen deiner Morgenandachten das Haus überm Kopf an!"

Der alte Baron keuchte vor Aufregung. Seine tyrannische Natur konnte Widerspruch nur schwer vertragen. Er war jetzt in der Stimmung, die es dem Inspektor Dehnte stets rathsam erscheinen ließ, mit geducktem Rücken in möglichst großer Entfernung um den gnädigen Herrn herumzuschleichen.

"Nikolanzereien! Advokatenkniße!" rief er, "hochrot im Gesicht. Seit wann lernt man in der preussischen Armee dergleichen?"

Er ließ die Augen von einem zum andern rollen. Fritz von Versen mußte unwillkürlich lächeln. Das schlug dem Faß den Boden aus.

"Ich begreife überhaupt nicht," schrie Hans Albert, "wie ein preussischer Offizier diese Räuberbanden entschuldigen kann, und daß er solchen Mordbrennern überhaupt noch ein Recht zugesteht."

"Ein preussischer Offizier," erwiderte Versen, "braucht doch nicht ungeredet zu sein. Er kann gewisse Beweggründe des Gegners achten."

"Und wenn er solche Ansichten hat, dann werden ihm die Mordbrenner leid tun, und er wird seine Leute über die Köpfe der Banditen schießen lassen, he? Das sind die Konsequenzen. Ob man mit diesen Anschauungen die Pflichten eines preussischen Offiziers vereinigen kann —"

"Vater!" rief Ernst August erschrocken und unwillig. Fritz von Versen stand totenbleich auf. Die linke Hand tastete nach der Säbelskoppel. Aber der Säbel war abgelegt.

"Ich rate keinem, daran zu zweifeln," sprach er. Ein Zittern der Erregung war in seiner Stimme, doch die Worte kamen klar und scharf heraus.

Eine kurze Stille, die alle Nerven spannte. Ernst August sah ernst und fragend seinen Vater an, der mürrisch den Wein im Glase betrachtete. Hanna hatte sich etwas vorgebeugt. Eine wilde Angst war in ihren Augen. Sie hingen an dem jungen Offizier, der, immer noch bleich, die linke Hand leicht auf den Tisch gestützt, wie wartend dastand.

Dann blies der alte Baron auf seinen Wein.

"Wollte Sie nicht beleidigen, Herr von Versen. Bin überzeugt, daß Sie Ihre Schuldigkeit tun werden wie jeder andere!" Es war langsam gesprochen, als müßte er sich jedes Wort abringen. Dann goß er ein halbes Glas Wein hinunter, wie um alles hinabzuspülen.

Leutnant von Versen atmete tief auf.

"Es ist gut. Meine Kameraden wissen, daß ich, wenn's dazu kommt, nicht der Letzte bleibe."

"Sondern schneidig vorangeht, proßt, Fritz! Mein Vater hat's nicht so schlimm gemeint. Stoß mal an, ihr Kampfhähne! Hol's der Geier, ich führe euch wahrhaftig nicht zusammen, damit ihr euch zankt! So viel ist der ganze Aufstand nicht wert."

Leise hatte Hanna sich erhoben und war fast unbemerkt aus dem Zimmer gegangen.

Auch Versen wäre gern einen Augenblick allein gewesen. Ein halber Groll, den er nicht ganz unterdrücken konnte, war noch in ihm. So ergriff er denn die Gelegenheit, als sein Kamerad ihm die Zigarettentasche hinhielt, um die Erlaubnis zu bitten, mal eine seiner eigenen, leichten Zigarren herbeizuholen zu dürfen.

Ein Groll war draußen bald verslogen: er war kein nachtragender Mensch und kannte durch Ernst August die Posternatur des alten Barons zur Genüge. Als er leichten Herzens durch den Korridor zurückschritt, traf er gerade auf Hanna. Sie kam aus der Küche und hatte die letzten Anordnungen zum Abendessen gegeben. Als sie ihn sah, stieg eine leichte Röte in ihr Gesicht. Auch er war einen Augenblick verdukt. Dann sagte er sich.

"Sie haben mir viel zu verzeihen, gnädigstes Fräulein. Die politischen Fieber sind besonders für Damen garstig. Und wir waren so darin! Wie sehr muß Sie das alles gelangweilt haben!"

Sie schüttelte den Kopf. "Ich habe mich nicht gelangweilt."

Und plötzlich ward sie blutrot. "Derr von Versen," sprach sie leise, "Sie dürfen meinem Papa das nicht übelnehmen. Ich bitte Sie darum!"

"Aber gewiß nicht, — keine Meinungsverschiedenheit — nicht mehr vorkommen —" daraus quirkte sich der Leutnant einen Brei zusammen.

Denn es war auch über ihn eine Verlegenheit gekommen. Weshalb? Weil Hanna ihn bat? Weil er ihre Hand hielt, die sie instinktiv ausgestreckt hatte? Weil ihre eigene Verwirrung ihn ansiedete? Jedenfalls standen sie beide in dem schlecht beleuchteten Flur, und Fritz von Versen hielt noch immer Hannas Hand, und sie sprachen noch immer nichts. Es waren nur Sekunden, aber doch schien es Hanna eine kleine Ewigkeit, weil sie nach Worten suchte und keine fand. Und während die Lippen still waren und schwiegen, klopfen die Herzen.

Ein Geräusch aus der Küche machte der wunderlichen Stille ein Ende. Rasch entzog die Baronesse dem blauen Dragoner die Hand.

"Danke," sprach sie leise. Er schüttelte den Kopf.

"Ich danke!" Und weil sie eine Bewegung nach der anderen Seite des Flurs machte: "Kommen Sie nicht mit hinein ins Zimmer?"

"Ich habe noch in der Küche etwas vergessen!"

Und rasch enteilte sie. Erst eine ganze Zeit später folgte sie ihm in die Stube und nahm ihren Platz in der Nähe des Ofens wieder ein, ganz leise, um das Gespräch der Herren nicht zu stören. Der Schein der Lampe traf sie nicht voll. Sie saß im Halbdunkel. Ernst August fragte nach diesen und jenen Vorkommnissen des täglichen Lebens, nach dem Inspektor, nach den Gutsnachbarn.

"Uebrigens, wie stellen sich denn diese Herren zum Aufstand, eher papa?"

"Da beginnt das versängliche Thema von neuem," sagte Hanna halb erschrocken.

"Nicht doch: das Zanken haben wir abgeschworen."

Hans Albert schob seinen Stuhl geräuschvoll näher an den Tisch.

"Die Gutsbesitzer?" antwortete er. "Das werden sie mir am allerwenigsten anvertrauen, was sie denken. Aber daß sie ihren Landsleuten den Sieg wünschen, ist selbstverständlich. Ob sie im geheimen mit der Nationalregierung in Verbindung sind, weiß der Teufel. Es sind viele junge Herren dabei, die zu allem aufgelegt sind. Nur der alte Kozłowski ist ein harmloser, guter Kerl, dem eine Flasche Rotwein über den ganzen Aufstand geht. Und dann natürlich Graf Rutkowski. Er steht ganz auf unserer Seite."

"Ein Pole?" fragte Versen erstaunt, "ein Graf Rutkowski? Das ist merkwürdig!"

"Er beurteilt die Sachlage eben reifer und ruhiger. Uebrigens vermeide ich auf der andern Seite, mit ihm über das Thema zu reden. Er ist der einzige, mit dem wir Verkehr unterhalten, das heißt: er kommt öfter mal vorgefahren."

Hans Albert trank; Ernst August lächelte spöttisch.

"Man soll ihn den „Deutschen“ nennen," sagte er.

"Und weshalb er auf unserer Seite steht, weiß Hanna vielleicht besser als mein lieber Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

's Mariele.

Von Paul Alexander Schettler.
(Nachdruck verboten.)

's Mariele war das älteste von sieben Kindern einer armen Steinklopferfamilie ganz draußen in der Vorstadt. Vater Steinklopfer schlug sich die Finger blutig und Mutter wusch sich die Hände wund, um die sieben hungrigen Schnäbel satt zu kriegen. 's Mariele aber mußte als ältestes die Geschwister hüten, den lieben langen Tag. Als es aus der Schule entlassen wurde, hatte das Mühen zwar ein Ende, aber das Arbeiten nicht, denn nun hieß es auch für's Mariele, Geld verdienen.

So mußte das Mädel früh aus dem Haus und bei einer Frau Miederwusch anknöpfen. Frau Miederwusch war Stellenvermittlerin empfahl 's Mariele an Fräulein Medtild Silberzapp, ein gar älteres, aber reiches Fräulein, das die Welt durch ein Stielglas mit süßerlicher Miene zu betrachten pflegte und nur für Tiere ein näheres Interesse bezeugte. In ihrem Heim beherbergte sie Hunde, Katzen und Vögel, die alle wohl versorgt werden wollten.

's Mariele arbeitete von morgens früh bis in den späten Abend, daß es kein Schlafmittel brauchte, wie das Fräulein, um abends totmüde in Schlummer zu sinken. Aber es lagte nicht. Es fand das alles in der Dämung, daß es selbst nichts war und bedeutete und das Fräulein alles von ihm verlangen durfte. Freilich, das Fräulein sorgte schon dafür, daß es nicht auf dumme Gedanken kam oder gar mit Mädchen aus der Nachbarhaft herumspazelte. Denn wenn erst der Geist der Auffälligkeit über so ein dummes Ding kam, dann wars aus mit der Gutwilligkeit, das wußte das Fräulein zur Genüge.

Auf Jahr und Tag blieb 's Mariele in seiner ersten und einzigen Stellung, als könnt' es nicht anders sein. Und wenn es auch ab und an einmal zu den Eltern und Geschwistern in der Vorstadt auf Besuch gehen durfte, von der Außenwelt blieb 's Mariele doch ebenso abgetrennt, wie seine Herrin, das Fräulein. War es da ein Wunder, daß es vom Krieg nicht viel wußte? Ja, daß sein Vater mit hinausgezogen war und viele, viele deutsche Männer, und daß es traurig war, das verstand auch 's Mariele, aber viel Zeit, darüber nachzusinnen, was das alles bedeutete, hatte 's Mariele nun einmal nicht, und auch keinen Menschen, mit dem es hätte darüber sprechen, von dem es hätte etwas erfahren können. Es hatte genug Krieg, wenn das Fräulein einmal nach einer schlaflosen Nacht grantig war und 's Mariele ihm nichts recht machen konnte. Von der Außenwelt drang so wenig in sein Reich, und das Fräulein wollte von all diesen Dingen nichts, aber auch gar nichts wissen. Freilich, so nach und nach würde in dem Mariele das Bewußtsein für die harte Gegenwart wach. Nach einem Besuch bei Mutter und Geschwistern kam es sehr still und traurig zurück. 's Mariele war ja auch keine rechte Tochter gewesen, wenn es nicht mit den Seinen um Vaters Schicksal gequält hätte, als es hörte, wie schwer es Vater Steinklopfer draußen habe und wie so viele brave Männer Gesundheit und Leben für das Vaterland opferten. Trotz aller Arbeit schielte 's Mariele doch nicht mehr so gut und fest wie früher, ihr Inneres beschäftigte sich immer lebhafter mit dem Schicksal des Vaters und der Soldaten. Sie wurde jetzt erschauulich heilförmig für Dinge, die man draußen, wenn sie einholen ging, um sie herum besprach. Hatte sie nie auf das Gerede der Frauen und Mädchen gehört, so sog sie jetzt begerig die Reden der fremden Menschen in sich auf. Vor den Zeitungsstühlen blieb sie stehen und buchstabierte sich die neuesten Berichte zusammen. Das alles behielt sie wohl für sich und verschloß ihre Gedanken tief im Inneren. So begann langsam das Unfassbare in ihr Wurzel zu schlagen und ihre schlummernden Empfindungen zu wecken. Oft sah sie abends nach der Arbeit in ihrem Kämmerlein noch wach und hing ihren Gedanken nach, oft ertrappte sie sich, daß ihr mitten in der Arbeit Tränen verfloßen die Wangen herabkullerten, sie wußte nicht, warum. Es ging Seltsames in ihr vor, und sie schloß zu ihre Gebete nicht nur den Vater, sondern alle Soldaten ein, die sie draußen wußte, die kämpften und ausharrten, bluteten und starben und sie ahnte, daß es mehr gab, als ihr unbedeutendes Ich, mehr aber auch, als die Wünsche des Fräuleins und ihrer verhätschelten Lieblinge. Sie ahnte, daß ein großes Weh über die Welt gekommen war, das auch sie erging, ein großes, namenloses Weh.

Warte von alledem das Fräulein nichts? War es so in seine Welt eingesponnen, daß es nichts sah, außer sich selbst und seine Tiere? O, auch dem Medtild Silberzapp gingen bald die Augen auf. Es konnte den Tatsachen gegenüber nicht gefühllos verharren, daß sich neue Dinge draußen ereigneten, denn, warum die Lebensmittel immer teurer und knapper wurden, das ließ sich nicht durch ein noch so scharfes Augenglas erkennen, dazu bedurfte es gesunder Augen, die über die Dinge hinaussehen konnten. Aber eben deshalb wurde das Fräulein unsicher und nervös. Und nachdem es in einigen schlaflosen Nächten dem Problem nachgegrübelt und auf Gegenmaßregeln gekommen hatte, um vor einer unsicheren Zukunft gesichert zu sein, sah es den großen Entschluß, vorzubeugen allem, was auch kommen sollte. Es fauete ein.

's Mariele aber, das in seiner Enkelt solche Vorsorge schon und gut fand, hatte mit dem Einholen und Schließen alle Hände voll zu tun und nahm all seine Gedanken zusammen, es dem Fräulein recht zu machen. 's Mariele war eben trotz beginnenden Erwachens doch noch recht dumm, und das Fräulein? — Nun, das Schicksal

hatte es auch diesmal beschlossen, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

Es wäre nämlich nun alles schön und gut gewesen, wenn nicht plötzlich, grad als man die Schätze unter Dach und Fach gebracht hatte, eine Verberliche Schwäche sich bei Fräulein Medtild eingestellt hätte. Hatten ihre Kräfte die ungewohnte Arbeit nicht ausgehalten, oder hatten die Sorgen ihr feiliches Gleichgewicht gestört? Kurz, es stellte sich Fieber ein, das Fräulein konnte weder essen, noch trinken, und mußte das Bett hüten.

Der Arzt wurde gerufen. Er kam, schüttelte den Kopf, zog gewichtige Falten, befühlte den Puls, ließ sich die Zunge zeigen, machte einige Male „Om, hm!“ und fragte so nebenbei 's Mariele, ob denn dem Fräulein etwas Aufregendes zugestoßen sei.

Da beichtete 's Mariele vor lauter Angst und Sorge um seine Herrin, wie sie in den letzten Wochen beide abgeradert, gerechnet, gekauft und aufgespeichert hätten, und sie tat ein übriges, und führte den Herrn Doktor höchstpersönlich in die Vorratsräume, in denen die Summe all ihrer Arbeit schön aufgeschichtet lag und hing.

Der Herr Doktor schüttelte wieder den Kopf, zog gewichtige Falten, machte „Om, hm!“ und verordnete zuerst einmal leichte Kost: „Wassersuppe!“

„Wassersuppe?“ erschrak 's Mariele.

„Wassersuppe?“ höhnte das Fräulein.

„Wassersuppe!“ brummte der Herr Doktor im tiefsten Kontrabaß und empfahl sich.

Jeden Tag kochte jetzt 's Mariele dem Fräulein „Wassersuppe“, und das Fräulein löffelte sie und seufzte: „Meine schönen Vorräte!“ und „ach, wenn ich bloß nicht jetzt schon sterben muß, eh wir sie aufgefressen haben!“ Und es wurde vor Gram zusehends trübler.

Der Arzt mußte wiederkommen. Er zuckte die Achsel, machte „Om, hm!“ und verordnete: „Haferbrei!“

Aber auch der Haferbrei nützte nichts. Der Zustand des Fräuleins besserte sich nicht. Da hielt es 's Mariele nicht länger, es eilte von Sorge getrieben zum Herrn Doktor und bat ihn gar freundlich, doch offen zu sagen, wie es mit dem Fräulein stünde, es mache sich so große Sorgen, daß es seine Vorräte nicht werde überleben können.

Da sah der Herr Doktor 's Mariele durchdringend durch seine blinkenden Brillengläser an und sagte ernst und unwirksam:

„Was dem Fräulein fehlt, willst du wissen? Die Hamsterkrankheit hat's!“

„Die Hamsterkrankheit?“ 's Mariele machte große Augen und hätt' vor Verwundern auch noch 'ne gebraut'ne Taube verschlingen können, so weit sperrte es den Schnabel auf. Die Brillengläser des Herrn Doktor begannen jetzt fremdlicher zu funkeln, und mit einem väterlichen Mangel in der Stimme sagte der Arzt:

„Setz dich mal daher, Mädel!“

's Mariele setzte sich und der Herr Doktor begann auf das Mädel einzureden. Ob es denn nicht wüßte, daß es Sünd' und Schand' war gegen das Vaterland, soviel Vorräte in solcher Notzeit aufzustapeln, wo andere Leut' es nötiger hätten als das Fräulein und 's Mariele. Eine Sünd' sei's gegen den Geist der Soldaten im Felde, die nicht an sich denken, sondern Leib und Blut dem Vaterland hingeben, und eine Schand' gegen die Mitmenschen, denen man das Notdürftigste vor der Nase wegschnappte und es womöglich auf dem Speicher oetkommen lasse.

„Da habst ihes nun,“ fuhr er fort, „oon allem Getrampf und Gegier hat dein Fräulein die Mädel“. Der freßende Geiz ist das, die nagende Sorge, die schreie Furchen, die über ihr am Geszen. Und all das Gute, das sie zusammengescharrt, das freßen jetzt die Mäuse, anstatt daß es den armen Leuten gut kommt, die nicht wissen, wie sie für ihre paar Groschen das bisshen Leben fristen sollen in dieser schweren Zeit.“

's Mariele sah ganz verdattert ob diesen Ermahnungen. Hatten ihre Gedanken je so weit gedacht, als sie dem Fräulein aufweihern half? Da, den Armen nahmen sie das Brot, vielleicht gar ihrer eigenen Mutter und den Geschwistern, während Vater draußen für sie kämpfte. Wie lange war sie doch nicht in der Vorstadt gewesen, sie hatte so viel zu schaffen gehabt. Gewiß ging es ihnen nicht zum Besten. Und den armen Nachbarn, die draußen wohnten? Ein großes Erschreden durchfuhr sie, eine tiefe geheime Angst fühlte sie in sich aufsteigen. Und als der Arzt endete, daß es mit der Krankheit des Fräuleins nicht besser werde, bevor nicht des Uebels wahrer Grund beseitigt sei, da wußte 's Mariele, was es zu tun hatte.

Zu derselben Stunde noch eilte es zum Rathaus und ließ sich vor den Herrn Bürgermeister führen. Ob schon viele arme Leut' in der Stadt hungerten, fragte es grad heraus, und ihr Fräulein habe genug Vorräte, daß sie alle satt würden, es selber sei aber schon ganz krank von all den Sorgen geworden, und ob der Herr Bürgermeister den armen Leuten und dem Fräulein helfen wolle?

Der Herr Bürgermeister gab dem Mariele die Hand. Anderen Tags aber fand sich ein Beamter beim Fräulein ein und machte eine Bestandsaufnahme der stattdessen, sehr stattlichen Vorräte. Das Fräulein fühlte sich viel zu schwach, um Einspruch dagegen zu erheben, daß man ihre Vorräte davontrug, sie ließ alles über sich ergehen, und als man ihr andeutete, daß sie alles bezahlt erhalte, auf Heller und Pfennig, weil sie's „freiwillig“ hergebe, huschte ein mattes Lächeln über ihre Züge.

Auch der Axi lächelte, als er von Marietes eigenmächtigem Handel erfuhr. Und er versprach, nun ganz gewiß das Fräulein wieder gesund zu machen.

In der Stadt aber war es bald herum, welches Husarenfräulein's Mariete, das beschriebene, schwächere Mariete vollbracht habe.

Der Vater Steinklopfer aber, dems die Mutter ins Feld gemeldet, schrieb zurück, von Rechts wegen hätt's Mariete das Eisene Kreuz verdient für solch' wackere Tat, das hätt' auch sein Feldwebel gemeint, als er's gehört hätt', aber wenn dem Mariete auch ein Haß genug wär als Belohnung, so wöllt er ihm den schon mitbringen, das nächste Mal, wenn er auf Urlaub käm. Aber sie sollt' sich mit dem Haß noch eine Weil' gedulden, vorerst müßten noch einige Engländer zur Strafe gebracht werden, damit das Vaterland endlich sein' Nach' hätt'.

Winterarbeiten für den Hausgarten.

Im Haus- und Kleingarten ruht die Arbeit; man geht jetzt an die Vorratsdüngung für das Frühjahr und an das Umgraben der Gemüsebeete. Man glaubt aber so manche Hausfrau, der in jetziger Zeit die Gartenverforgung aufgebürdet ist, zum Düngen des Gartens sei nur Stalldung, also Kuhdung und Pferdeabing verwendbar, und der sei nicht zu beschaffen und auch sehr teuer. Man unterläßt deshalb vielfach das Düngen und gräbt die Beete einfach um. Das ist aber vollständig falsch. Es braucht — wie der gärtnerische Mitarbeiter von „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ in dieser Wochenchrift ausführlich — durchaus kein teurer Stalldung zu sein, den man in seinen Garten bringt, sondern aller Mäher, Hähne, Tauben, Kaninchen- und Ziegenabing ist ebenso wertvoll, vielfach noch besser als Kuh- und Pferdeabing. Er muß nur nicht in den Mistkästen geworfen, sondern gesammelt und draußen im Garten in eine Lonne geworfen werden, die man fast bis zum Rand in der Boden eingräbt, mit Wasser anfüllt und hierin den Dung auflöst. Als Jauche im Spätherbst und Winter auf die zu düngenden Beete gegossen, ist dies die allerbeste und billigste Sticksäure, die man sich denken kann. Denn aufgelöster Dung, also Jauche, ist ein Pflanzennahrungsmittel, das im zeitigen Frühjahr direkt von den feinen Saugwurzeln aufgesogen und der Pflanze zugeführt wird. Wieder und immer wieder die Jauchetonne füllen, den Dung auslaugen und dann verwenden. Das ist das Geheimnis guter Gemüseerträge.

Jetzt ist es auch an der Zeit, an die Bestellung der Samen zu gehen, die man im Hausgarten gebraucht, ebenso an die Bestellung der Pflanzen. Wer frühzeitig bestellt, wird frühzeitig bedient, denn in allen großen Samenhandlungen werden die Bestellungen nach der Reihe der Eingänge vornotiert und dann der Reihe nach, wie sie eingegangen sind, abgeleitet. Man lasse sich aus einer Großhandlung für Pflanzen- und Samenverkauf ein Preisverzeichnis schicken, wähle seine Samen und Pflanzen, die man benötigt, aus und bestelle sie dann sogleich. Allen Samen- und Pflanzengattungen ist auch stets eine kurze Kulturampfehlung beigegeben, die aus der Praxis entnommen ist. Man verfähre genau demnach, und man wird gute Erfolge haben. Es gibt viele Sämereien, die schon vom November bis Februar, sobald der Boden auch nur einige Zoll tief aufgetaut ist, gefät werden können, z. B. Schwarzwurzeln, Karotten, Mohrrüben, Petersilie, Spinat, Kapuzinen, Zwiebeln, selbst Erbsen und Spedbohnen. Wer im Herbst düngt und gräbt, braucht dann nur seine Beete glatt zu harken, die Samen in flache Rillen zu säen und wieder zuzubarken; er ist denen, die erst im Frühjahr düngen und graben, um viele Wochen voraus. Obergärtner F. R.

Vermischtes.

* New York im Laumel. In New York geht es jetzt, ganz besonders seit etwa 6 bis 7 Monaten, hoch her. Die Stadt befindet sich in einer Art von Laumel. Infolge des Krieges haben Hunderttausende von Amerikanern, die sonst regelmäßig alljährlich nach Europa zu reisen pflegten, statt dessen sich zu einem Besuche New Yorks entschlossen, und damit sind natürlich wahre Ströme von Geld der Stadt zugeflossen. Zeitweilig sind die New Yorker Gasthöfe außerlands gewesen, allen Fremden Unterkunft zu gewähren. Gegenwärtig wird die Zahl der Fremden in New York auf täglich 250 000 geschätzt, wobei natürlich jene 400 000 Menschen nicht eingerechnet sind, die zu der täglich ab- und zufließenden Bevölkerung der Metropole zählen. Wirtschaften, Dachgärten, Theater, Kinos usw. haben goldene Zeiten. Man rechnet, daß Manhattan und Bronx zusammen jetzt 81 eigentliche Theater und 350 bis 400 Kinos haben. Die Einnahmen der Theater sind durchgängig um 50 v. D. höher, als in den letzten fünf Jahren. In den ersten neun Monaten des laufenden Jahres haben sich nicht weniger als 32 000 neue Kreditswagenbesitzer beim New Yorker Aute einschreiben lassen. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß auch dieser Aufschwung ein Wintermittwoch folgen wird; ein amtlicher Bericht bereitet darauf vor, daß der Abschluß des Krieges der ganzen Herrlichkeit ein jähes Ende machen und New York dann schwer zu leiden haben werde.

* Die Holzschuhe der Pariserin. Der Krieg hat mancherlei seltsame Dinge zuwege gebracht, die man früher in das Reich der Unmöglichkeit verwieseln hätte. Zu den merkwürdigen Bildern, die einem in Friedenszeiten sicherlich karikaturistisch angemutet hätten, gehört z. B. die Gestalt einer eleganten Pariserin, die in Holzschuhen auf den Boulevards einherpaziert. Tatsächlich aber hat die Sparamkeitssäera der Kriegszeit in Frankreich Veranlassung dazu gegeben, eine „Holzschuhverordnung“ in die Wege zu leiten. Schon vor längerer Zeit warf sich der „Figaro“ als Apostel des Damenholzschuhes auf, da das Leder für das Deer gebraucht wird und außerdem der Kauf teurer Lederschuhe — besonders bei der jetzigen hohen Mode — eine unpatriotische Verschwendung darstelle. Wenn die Pariserinnen auf Holzschuhen einhertrippelten, würden die Soldaten um so schneller zum Siege eilen können. Da aber nirgends Sparamkeitstheorie und Sparamkeitspraxis so grundverschieden sind wie in Frankreich, hat es schon heute den Anschein, als sollte auch die eventuelle Einführung der Holzschuhe von der Modewelt auf ihre eigene Weise aufgenommen und zu einer kostspieligen Laune gemacht werden. Nach den Ausführungen des „Deuvre“ sei Grund zur Besorgnis, daß die Holzschuhmacher bald ebenso kostspielige Erzeugnisse auf den Markt bringen würden wie ihre bisherigen „ledernen“ Kollegen. So spricht man schon heute in Modekreisen von handgeschnitzen Holzschuhen mit Silbernägeln — eine Schöpfung, von deren Umständen der französische Sparamkeitsauschuh sich sicherlich nichts hat träumen lassen.

* Erfaß für Leder- und Buchsticker. Abgenutzte, durchlöcherter Lederpunktlicher und Wildlederhandschuhe lassen sich noch gut wieder verwenden, wenn man sie — wie „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ anrä — in kleine viereckige Stücke zerschneidet, die dann in der nachstehend beschriebenen Weise wieder zusammengefügt werden: Jedes Lederstückchen wird in der Mitte mit einem Loch versehen und dann auf einen dünnen biegsamen Draht gezogen. Sind genügend Lederstückchen beisammen, so daß das Aufgezogene eine Länge von 30—40 Zentimeter erreicht, so biegt man die Drahtenden zu einem Ring zusammen. Mit einem solchen Ring kann man nun alle möglichen Reinigungsarbeiten, wie Fensterputzen, Geschirrabwaschen usw. ausführen. Zum Reinigen usw. von Wannen, Geschirren usw. eignen sich solche Ringe vorzüglich.

Büchertisch.

— Winkelglück. Ein köstlich Buch in erster Zeit. 237 Seiten mit Buchschmuck von Paul Hartmann. Gebunden M. 2,40. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Der Verkünder des deutschen Idealismus. von Prof. Dr. Oskar Bulle. („Männer und Völker“, Verlag von Ullstein & Co., Berlin.) — Deutschlands großen Denker gilt Rud. Eucken's Buch „Die Träger des deutschen Idealismus“; die großen Dichter, die „Verkünder“, behandelt das neue Werk von Professor Oskar Bulle, das, in sich geschlossen, zugleich eine Ergänzung des anderen ist. In klaren Zügen gibt es ein Bild des nationalen Geisteslebens, das aus der vom Dreißigjährigen Krieg hinterlassenen Zerstörung langsam wieder emporsteigt, bis nicht nur in der Philosophie, sondern auch in den Künsten das Zeitalter eines neuen Humanismus zu strahlen begann.

— „Programm und Organisation einer Heilschule für Kriegsbeschädigte“ von Institutsleiter Roman Bachmaler. Karl Marhold Verlagsbuchhandlung, Halle a. d. S. Mit vier Abbildungen und einem wissenschaftlichen Begleitwort. (Preis M. 1.—)

— Kürschners Bücherschatz. Band Nr. 1090: Das Moor. Ein Brief. Zwei Erzählungen von Johs. Köfner. 95 Seiten Umfang. — Preis 20 Pfg. — Perm. Pöfner Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

— „Der Völkerkrieg“. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Preis des Heftes 30 Pfg. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Ueberwältigend — so ist in Wahrheit der Eindruck des Kriegsgemäldes, das uns der „Völkerkrieg“ (herausgegeben von Dr. C. D. Vaer) in den neuesten Heften 101 und 102 „vom italienischen Krieg während des dritten Kriegshalbjahres“ entwirft. Der „Völkerkrieg“ ist an seiner Ausgabe selbst emporgewachsen, und er hebt auch seine Leser hinaus auf die Höhe eines vollen Verständnisses der Dinge dieses Krieges.

Logogramm.

Sin zwar geschwähig mit „D“, doch spend' ich die lähle Erquickung, Wortlos und furchtbar mit „D“ brachte ich manchem den Tod. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

1. Sc5-d7+	Schwarz.
2. Dg4-n.g.6.	K18n.f7.
3. Sd7-o5+	K17n.g.6.
4. Kg2-h3	Kg6-h5.
5. Bauer g3 macht Matt.	Bellebig.